

Rue Ordener,
Rue Labat

diaphanes
broschur

Sarah Kofman

Rue Ordener,
Rue Labat

Autobiographisches Fragment

Aus dem Französischen von Ursula Beitz

diaphanes

Original:
Rue Ordener, rue Labat,
© Éditions Galilée, Paris 1994.

Die deutsche Erstausgabe erschien 1995
in der edition diskord, Tübingen.

1. Auflage 2014
© diaphanes, Zürich
www.diaphanes.net
Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich
Druck: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-03734-441-5

Für Philippe Cros

I

Von ihm habe ich nur noch den Füller. Ich habe ihn eines Tages aus der Handtasche meiner Mutter genommen, in der sie ihn mit anderen Andenken an meinen Vater aufbewahrte. Einen Füller, wie es ihn heute nicht mehr gibt, und den man mit Tinte füllen musste. Ich habe ihn während meiner ganzen Schulzeit benutzt. Er hat mich »verlassen«, bevor ich mich entschließen konnte, ihn aufzugeben. Ich besitze ihn immer noch, er ist mit Klebestreifen geflickt, er liegt vor meinen Augen auf meinem Arbeitstisch und zwingt mich, zu schreiben, zu schreiben.

Vielleicht waren meine zahlreichen Bücher Umwege, die notwendig waren, um endlich »dies« erzählen zu können.

II

Am 16. Juli 1942 wusste mein Vater, dass er »abgeholt« werden würde. Es hatte Gerüchte gegeben, dass für diesen Tag eine große Massenverhaftung vorbereitet wurde. Als Rabbiner einer kleinen Synagoge im 18. Arrondissement in der Rue Duc war er sehr früh von zu Hause aufgebrochen, um so viele Juden wie möglich zu alarmieren und sie dazu zu bringen, sich so schnell wie möglich zu verstecken.

Dann war er zurückgekommen und wartete: Er befürchtete, dass, wenn er sich selbst verstecken würde, seine Frau und seine sechs kleinen Kinder (drei Mädchen und drei Jungen zwischen zwei und zwölf Jahren) an seiner Stelle mitgenommen würden.

Er wartete und betete, dass man ihn verhafte, wenn nur seine Frau und seine Kinder gerettet würden. Aus einer Zimmerecke (des Zimmers meines Vaters, dem größten und schönsten der Wohnung, das getäfelt und tapeziert war und mit den besten Möbeln ausgestattet, das geheimnisvoll war und einen sakralen Charakter ausstrahlte, da mein

Vater darin verschiedene religiöse Zeremonien abhielt, wie Heiraten, Scheidungen und Beschneidungen) beobachtete ich fasziniert jede kleinste Geste meines Vaters. Ich musste an die Opferung Isaaks denken, (deren Darstellung in einer illustrierten Bibel, aus der ich sehr früh hebräisch lesen gelernt hatte, mich oft beunruhigt hatte).

Vier Uhr nachmittags. Es klopft. Meine Mutter öffnet. Ein Polizist mit verlegenem Lächeln fragt:

»Herr Rabbiner Bereck Kofman?«

»Er ist nicht da«, sagt meine Mutter. »Er ist in der Synagoge.«

Der Polizist beharrt nicht. Er will schon wieder weggehen. Da tritt mein Vater aus einem Zimmer, in dem er sich hingelegt hatte, und sagt:

»Doch, ich bin da. Nehmen Sie mich mit!«

»Unmöglich, ich habe ein Kind auf dem Arm, das keine zwei Jahre alt ist!« sagt meine Mutter und zeigt ihm meinen Bruder Isaac. Dann fügt sie hinzu:

»Ich erwarte noch ein Kind!«

Und sie streckt ihren Bauch vor.

Meine Mutter lügt! Mein Bruder war gerade am 14. Juli zwei Jahre alt geworden. Und soweit ich weiß, war sie nicht schwanger! In diesem Punkt konnte ich nicht so sicher sein wie im ersten, doch ich fühlte mich sehr unwohl. Ich wusste damals noch nicht, was eine »fromme Lüge« ist (zu diesem Zeitpunkt nahm man Väter von Kindern unter zwei Jahren

noch nicht mit, und wenn der Polizist leichtgläubig gewesen wäre, hätte mein Vater gerettet werden können), und ich verstand nicht genau, was vorging: Die Vorstellung, dass meine Mutter lügen könnte, erfüllte mich mit Scham, und beunruhigt und verwirrt sagte ich mir, dass ich vielleicht doch noch ein Brüderchen bekommen würde.

Der Polizist wirkt verunsichert. Er will keinerlei Verantwortung übernehmen und bittet meine Mutter, meinen Vater zur Polizeiwache zu begleiten, um Erklärungen zu geben.

Sie gehen.

Wir stehen zu sechst auf der Straße und drängen uns schluchzend und heulend aneinander.

Als ich zum ersten Mal in einer griechischen Tragödie das bekannte Wehklagen »ô popoï, popoï, popoï, popoï« las, musste ich unwillkürlich an diese Szene aus meiner Kindheit denken, als sechs von ihrem Vater verlassene Kinder nur noch mit erstickter Stimme und in der Gewissheit, ihn nie wieder zu sehen, schluchzen konnten: »Oh Papa, Papa, Papa.«

